

Krieg. Wozu er gut ist

Rezension: Ian Morris: Krieg. Wozu er gut ist.
Campus Verlag, Frankfurt/New York 2013 572 Seiten; 26,99 €

Veröffentlicht in der *Zivilcourage*, dem Magazin für Pazifismus und Antimilitarismus der DFG-VK, Nr. 5/2013, S. 14f. <https://www.dfg-vk.de/thematisches/pazifismus/2013/897>

„Fortschritt durch Krieg?“ Diese Frage prangte in Riesenlettern auf einem Plakat auf der Frankfurter Buchmesse. Beworben wurde das im Campus-Verlag erschienene Buch „Krieg. Wozu er gut ist“ des in den USA lehrenden aus England stammenden Archäologen und Althistorikers Ian Morris.

In der Ankündigung der Buchvorstellung in der Deutschen Nationalbibliothek hieß es, dass laut Morris „Kriege die Menschheit – auf ganz lange Sicht betrachtet – sicherer und reicher gemacht“ hätten. „Ohne Kriege wären nie die großen Nationalstaaten entstanden, die den Einzelnen vor willkürlichen Gewalttaten weitgehend schützen und den Menschen ungeahnten Wohlstand beschert haben.“

Das provozierte Protest aus der Friedensbewegung. In E-Mails und in der Tageszeitung *Junge Welt* (18.10.2013) wurde gefordert, die Vorstellung dieses „Werks der Kriegspropaganda“ abzusagen. Schon das US-Generalkonsulat als Mitveranstalter schien die Frage „cui bono?“ zu beantworten.¹

Im englischen Titel wird noch gefragt: „War! What is it Good For?“ Zu Beginn der Buchvorstellung wurde gemutmaßt, dass der Deutschen Nationalbibliothek viele kritische E-Mails erspart geblieben wären, wenn im deutschen Titel das Fragezeichen geblieben wäre. Ungewöhnlich ist, dass die deutsche Übersetzung vor der für 2014 angekündigten US-amerikanischen Ausgabe erschien.

Produktive und kontraproduktive Kriege

Im Lied „War!“ aus der Zeit der Proteste gegen den Vietnamkrieg wird die Frage: „What is it good for?“ mit „Absolutely nothing“ beantwortet. Morris widerspricht:

„Ganz im Gegensatz zur Aussage des Songs war Krieg sehr wohl zu was gut: Er hat die Menschheit - auf lange Sicht – sicherer und reicher gemacht. Krieg ist die Hölle; nur dass die Alternativen – wieder auf lange Sicht betrachtet – schlimmer gewesen wären.“ (S. 14)

Demnach haben größere Gesellschaften höherer Ordnung das Risiko eines gewaltsamen Todes für ihre Mitglieder deutlich gesenkt. Während in Steinzeitgesellschaften zwischen zehn und zwanzig Prozent der Menschen von anderen getötet würden, hätten die Reiche der Antike diese Rate auf fünf bis zehn Prozent verringert (S. 16f.), in der Weltordnung der Neuzeit sei die Rate trotz der beiden Weltkriege auf 1 bis 2 % im 20. Jahrhundert gesunken, jetzt auf 0,7% (S. 403f). Die stabilen friedlichen Gesellschaften hätten auch

¹ www.jungewelt.de/2013/10-18/026.php; Erwiderung von Thomas Carl Schwoerer, Campus-Verlag, Junge Welt 24.10.2013 <http://www.jungewelt.de/2013/10-24/015.php>.

zu mehr Reichtum geführt (S. 16). Laut Morris ist Krieg die bisher einzige Methode, um diese großen friedlichen und produktiven Gesellschaften hervorzubringen. Morris verschweigt keineswegs die Grausamkeit des Kriegs.

„Diese Statistiken dürften kaum all die Millionen trösten, die erschossen, erstochen, erschlagen, gehängt, verbrannt, ausgehungert oder sonst wie zu Tode gebracht wurden; wir anderen jedoch verdanken unsere Annehmlichkeiten ihrem Verlust.“ (S. 17)

Seitenlang malt er detailreich immer wieder die Gräueltaten von Krieg, Verwüstung, Ausbeutung, und Ausrottung aus, ob antik oder neuzeitlich, um jedes Mal auf seine These zurückzukommen.

„Die Sieger von Kriegen plündern, vergewaltigen, verkaufen nicht selten Tausende von Überlebenden in die Sklaverei oder rauben ihnen das Land; die Verlierer mögen auf Generationen hinaus verarmt bleiben. Das ist eine hässliche, ja schreckliche Geschichte. Und dennoch, im Lauf der Zeit – nach Jahrzehnten oder vielleicht erst nach Jahrhunderten – steht in der so geschaffenen größeren Gesellschaft *jeder*, die Nachkommen der Sieger wie die der Besiegten, besser da. ... Der Krieg hat die Menschen sicherer und reicher gemacht. Der Krieg hat größere Gesellschaften geschaffen, die von stärkeren Staaten regiert wurden, die Frieden schufen und damit die Voraussetzungen für Prosperität.“ (S. 16f.)

Falls der Reichtum die Kriegsoffer oder ihre Nachfahren noch nicht erreicht haben sollte, muss also bedacht werden, dass es oft generationenlang dauert, bis sich die positiven Effekte einstellen. Auch ungleiche Verteilung des Reichtums räumt Morris ein, stellt aber auch fest, dass die Welt insgesamt gerechter wird. (S. 404)

Doch nicht jeder Krieg bringt laut Morris langfristig Sicherheit und Reichtum. Der Autor unterscheidet zwischen produktiven Kriegen, die größere, stabilere und wohlhabendere Staatswesen und Gesellschaften hervorbringen, und kontraproduktiven Kriegen, denen Chaos, Instabilität und andauernde Gewalt folgen. Diese destruktiven Kriege hätten die Spätantike und das Mittelalter geprägt (Kapitel: „Die Barbaren schlagen zurück“). Nach 14 Jahrhunderten destruktiver Kriege folgte dann der „produktivste Krieg der Geschichte“ (S. 208), „Der Fünfhundertjährige Krieg“ (Kap. 4), in dem europäische Staaten fast die gesamte Welt eroberten.

„Dieser Fünfhundertjährige Krieg war ebenso schmutzig wie jeder andere und hinterließ zahlreiche Tränenpfade und verwüstete Landstriche. ... Wie üblich ging es den Besiegten weniger gut als den Siegern, und an vielen Orten hatten die kolonialen Eroberungszüge verheerende Folgen. ... Aber aufs Ganze gesehen stellten die Eroberer lokale Kriege, Banditentum und den privaten Einsatz tödlicher Gewalt ab und begannen für mehr Sicherheit und Wohlstand ihrer Untertanen zu sorgen.“ (S. 208)

Der Fünfhundertjährige Krieg schuf jedoch keinen Weltstaat, sondern eine Weltordnung mit einer Hegemonialmacht als Weltpolizist, von Morris Globocop genannt. Im 19. Jahrhundert garantierte Großbritannien die Pax Britannica (S. 276-285), nach dem 2. Weltkrieg folgte die Pax Americana mit den USA als Globocop, bis 1990 mit der Sowjetunion als zweitem Globocop (Kap. 7).

„Amerikas Burenkrieg“ und Lettow-Vorbeck

Dem Rezensenten ist ein Dutzend kleinerer sachlicher Fehler aufgefallen, fast alle in den Kapiteln zur Neuzeit. Zur Hälfte übersetzungsbedingt, tangieren sie nicht die Hauptthesen des Werks und werden in einer zweiten Auflage voraussichtlich korrigiert. Schwerwiegender sind die Passagen zum Burenkrieg und zu seiner „Art Wiederauflage“ (S. 424), dem Irakkrieg von 2003, „Amerikas Burenkrieg“ (S. 418). Beide seien Präventivkriege gewesen, „mit denen potentieller künftiger Aggression zuvorgekommen werden sollte.“ (S. 424)

„Die Politiker selbst aber, die die beiden Globocops in diese Kriege führten, sahen sich zumeist absolut nicht als Materialisten, sondern als Humanisten, die für die Unterdrückten (Kurden und Schiiten im Irakkrieg, die schwarze Bevölkerung Südafrikas im Burenkrieg) in den Kampf zogen.“ (S. 425)

Die Charakterisierung als Präventivkrieg ist in beiden Fällen unzutreffend. Es ist allgemein bekannt, dass der zweite Irakkrieg auf der dreisten Lüge beruhte, der Irak verfüge über Massenvernichtungswaffen. Halten Autor und Verlag das Lesepublikum für so uninformiert und einfältig, dass sie es wagen, ihm die längst entlarvte und weithin bekannte Propagandalüge vom Präventivkrieg aufzutischen? Noch absurder ist, den jeweiligen Aggressoren humanistische Motive zu unterstellen.

Paul von Lettow-Vorbeck, im 1. Weltkrieg deutscher Kommandeur in Ostafrika, ist für Morris „ein bemerkenswerter deutscher Oberst, <der> auch dann noch einen Guerillakrieg führte, als die Kampfhandlungen in Europa bereits beendet waren“. (S. 299) Was Morris ausgerechnet an diesem antidemokratischen Putschisten und Nationalisten so bemerkenswert findet, bleibt unklar. Der fortgesetzte Guerrillakrieg nach Waffenstillstand kann es kaum sein. Er dauerte eine Woche, und nur weil man in Ostafrika mit einigen Tagen Verspätung vom Waffenstillstand erfuhr.

„Die letzte große Hoffnung für die Welt“

Für die Gegenwart diagnostiziert Morris eine Situation wie 1870. Der Weltpolizist Großbritannien hatte damals jahrzehntelang eine Weltordnung gewährleistet, die es Rivalen erlaubte, sich gleichfalls zu industrialisieren und mächtig zu werden. Die unipolare Welt wurde so multipolar, dass der Hegemon den 1. Weltkrieg nicht abwenden konnte. Heute beginne die Macht des Globocops USA zu schwinden, so dass sich das Drehbuch von 1870 bis 1914 in den nächsten Jahrzehnten erneut abspulen könne, „dieses Mal allerdings mit Nuklearwaffen.“ (S. 467) Einerseits wäre ein solcher Krieg tödlich und keineswegs produktiv. Andererseits bietet Morris keine Alternative zum bisherigen kriegerischen Muster. Als Ausweg erscheint Morris die exponentiell fortschreitende technische Entwicklung. Die gegenwärtige Pax Americana würde einer Pax Technologica weichen (S. 468), die „Gewalt zunehmend bedeutungslos für das Lösen von Problemen werden“ (S. 472) lasse. Er setzt auf direkte Kommunikation durch Hirn-Hirn-Schnittstellen (S. 462), „ein neues Stadium in unserer Evolution“ (S. 463).

„Alles hängt am richtigen Timing des Übergangs von der Pax Americana zu einer Pax

Technologica und dem Umgang mit den zunehmenden Problemen, denen sich der Weltpolizist ... bei der Ausübung seiner Arbeit gegenüber sieht.“ (S. 471f.)

Die Politikempfehlung von Morris lautet: Bis etwa 2050 muss der Globocop USA, „die letzte große Hoffnung für die Welt“ (Kap.7), seine Rolle spielen inclusive der Führung von rollenbedingten Kriegen. Bei der Buchvorstellung gefragt, ob sein Buch die aktuellen Kriege der USA rechtfertige, bestätigte dies Morris, wobei er den Afghanistankrieg als notwendig einstufte, den Irakkrieg schon weniger. Damit bewegt sich Morris auf der Linie Obamas, auch im militärischen Detail. Morris begeistert sich für Drohnen als präzise Kriegswaffen und zeigt sich beeindruckt und dankbar, dass er selbst am Simulator auf einer Luftwaffenbasis eine Drohne steuern durfte. (S. 450)

Monokausal und eindimensional

Morris ist der Idee verhaftet, dass nur Imperien Sicherheit und Wohlstand bringen und dass diese nur durch produktive Kriege zustande kamen. Alternativen, andere friedliche Gesellschaftsordnungen oder nicht-kriegerische nicht-hierarchische Formen der Kooperation, werden von ihm nicht bedacht oder bestenfalls kurz erwähnt und verworfen.

Von Gewaltminderung durch Gewaltmonopol wusste schon Hobbes im *Leviathan*. Dass im Lauf der Menschheitsgeschichte das Gewaltniveau drastisch zurückgegangen ist, wurde auch von Steven Pinker (*The Better Angels of Our Nature: Why Violence Has Declined, 2011, dt.: Gewalt: Eine neue Geschichte der Menschheit*) dargelegt. Pinker nennt als einen von fünf Faktoren und ersten Schritt das staatliche Gewaltmonopol, aber zusätzlich auch Veränderungen seit dem Beginn der Aufklärung: wachsende Empathie für andere Menschen und auch Tiere, mehr Einfluss von Frauen in der Gesellschaft, Wissenschaft und Vernunft. Morris lässt dies gelten (S. 386-390), findet aber zielsicher den Weg zurück zu seiner monokausalen eindimensionalen These: Vom Gewaltmonopol abgesehen seien „die übrigen vier Faktoren, die Pinker anführt, ... allesamt Folgen eines durch einen produktiven Krieg erreichten Friedens und keine unabhängigen Ursachen, die für sich stehen.“ (S. 390)

Es hängt sicherlich von der gesellschaftlichen Entwicklung ab, ob bestimmte Ideen und Werte artikuliert und akzeptiert werden. Doch Morris zieht nicht in Betracht, dass dieser soziale Wandel auch auf die internationalen Beziehungen rückwirken und sie grundlegend verändern könnte, so dass freiwillige und friedliche Kooperation den Krieg verdrängt oder eindämmt. Morris hält zwar kulturelle Evolution für möglich (S. 405), doch diesbezüglich spekuliert er über kommende technologische Vernetzungen von Hirn zu Hirn statt schon jetzt existente Ansätze zur Überwindung oder Einhegung von Krieg zu würdigen.

So tut Morris das Phänomen des sogenannten „demokratischen Friedens“ lapidar als Produkt der US-Hegemonie nach 1945 ab (S. 334), ohne darauf einzugehen, dass das empirisch beobachtete Phänomen, dass konsolidierte liberale Demokratien untereinander so gut wie nie Krieg führen, schon zuvor auftrat. Morris lobt die friedliche Integration in Europa.

„Zum ersten Mal in der Geschichte schließen sich riesige Menschenmassen – 500 Millionen bisher – zu einer größeren, sicheren und wohlhabenderen Gesellschaft zusammen, ohne dass sie dazu gezwungen werden.“ (S. 413)

Doch wem sei dies zu verdanken? Natürlich dem Globocop!

„Die Europäer können venushaft agieren, *weil* die Amerikaner Marsianer sind. Ohne den Globocop Amerika wäre Europas Taubenstrategie nicht möglich.“ (S. 416)

Dass freiwillige regionale Kooperation oder Integration schon seit Jahrzehnten auch in Lateinamerika, der Karibik, Afrika, Südostasien und im Südpazifik angestrebt und praktiziert wird, erwähnt Morris nicht.

Kriegsverherrlichend?

Das Buch ist nicht kriegsverherrlichend. Es rechtfertigt noch nicht einmal Krieg an sich, sondern nur „produktive“ imperiale Kriege, speziell die der USA. Im Fall des Irakkriegs von 2003 folgt Morris der Lügenpropaganda von Bush. Würde das Buch Krieg an sich glorifizieren, würde es in der heutigen postheroischen Gesellschaft keinen Anklang finden. Um Akzeptanz für Krieg zu erzeugen, ist es am besten, ihn zunächst als fürchterlich zu beklagen, dann als notwendiges Übel zu rechtfertigen und sogar als langfristig segensreich zu propagieren. Genau dies macht Morris geschickt, eloquent und unterhaltsam.

Dass historische Ereignisse letztendlich Folgen haben, die von den zeitgenössischen Akteuren weder gewollt noch vorausgesehen wurden, ist keineswegs außergewöhnlich, auch nicht dass auf Kriege stabile Verhältnisse mit Sicherheit und Wohlstand folgen können.

Indem Morris und die Verlagswerbung provokant immer wieder den Nutzen des Krieges behaupten, ist zu befürchten, dass genau und nur das öffentlich wahrgenommen wird. Doch dies entspricht nicht dem Befund des Buches, denn die kontraproduktiven Kriege gelten als destruktiv. Demnach müsste Morris betonen, dass Kriege unterschiedliche Folgen haben können, meist negative, manchmal positive, und dass es darauf ankomme, wie sich die Nachkriegsverhältnisse entwickeln. Das klänge schon wesentlich weniger kriegsfixiert und wäre zutreffender. Aber dann ließe sich das Buch kaum noch so reißerisch vermarkten.

Gernot Lennert